

„Adieu, alter Junge, amüßte Dich gut und verbeide den jungen Mädchen an der See nicht zu sehr die Köpfe.“

„Lebe wohl, lieber Fred. Schreibe mir bitte recht oft. Wenn Du fort bist und Robert ebenfalls, dann werde ich mich zu Hause sehr einsam fühlen.“

Die Sprechenden waren Robert Venz, mein Freund, erster Buchhalter des weltbekannten Bankhauses Schanz & Co. und dessen Stiefschwester Gertrud. Robert war ein Mann von fünfundsiebzig Jahren, mit welschen, bleichen Zügen, graumelirtem Haar und müden Augen; Gertrud ein hübsches, liebendes Mädchen von vierundzwanzig Jahren, meine Braut.

Es war gegen zehn Uhr Morgens an einem heißen Sommertag an dem Bahnhof, von wo aus ich, ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, meine Ferienreise nach Köln antrat. Aber nicht nur meiner Erholung wegen, sondern auch einer anderen Angelegenheit wegen fuhr ich dorthin. Ich sollte für das Bankhaus Schanz & Co., woselbst auch ich angestellt war, einige Erkundigungen einziehen.

Vor acht Tagen hatte mir Robert unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit eine sehr erhaltene Mitteilung gemacht. Vor etwa einem Jahr hatte sich Fürst F., ein junger Lebemann, vom Hause Schanz & Co. die Summe von fünfhunderttausend Mark geliehen und als Unterpfand einen berühmten Perlenkranz, der er von seiner Mutter, einer russischen Fürstin, geerbt, niedergelegt — einen Kranz, der einen Werth von einer Million M. besaß.

Diese Perlen waren mit der denkbarsten Vorsicht in dem festesten Tresor des Bankhauses eingeschlossen worden. Vor etwa vierzehn Tagen hatten nun die Gehften die erschütternde Entdeckung gemacht, daß mittels raffinirtester Schleichheit die Sicherheitsklammer des eisernen Zimmers wie auch des Gehfschrancks erbrochen und einige der Perlen, etwa der fünfte Theil, verschwunden waren. Der Polizei befahl ich vorläufig keine Mitteilung, um die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Aber Robert Venz, der als achtundzwanzigjähriger Knabe in die Bank eingetreten und im Dienste derselben ergraut war, wurde in das Geheimniß eingeweiht.

Ich wohnte seit drei Jahren in Robert's Hause und als sein bester Freund und zukünftiger Gatte seiner Stiefschwester besaß ich sein ganzes Vertrauen. So hatte er mir, etwas unvorsichtiger Weise vielleicht, den Verlust der Perlen mitgetheilt.

Der Schlag, den die Bankiers erschütterte, hatte auch ihn gewaltig erschütterte.

Er betrachtete die Ehre, die Interessen seiner Gehften als die feinen, wie dies in Anbetracht seiner langjährigen Vertrauensstellung ganz natürlich war. Er schien sogar ärgerlich, daß ich angeht dieses tragischen Vorfalls meine Ruhe bewahrte und trotzdem meine Ferienreise antreten wollte. Am liebsten hätte er es gesehen, ich wäre zu Hause geblieben.

Robert selber sollte nach Kassel fahren. Offiziell ging auch er zur Erholung dahin, in Wirklichkeit aber, um Erkundigungen über das Vorleben und die Familie eines in der Bank angestellten Kassirers einzuziehen, weil die Gehften Grund zum Mißtrauen gegen diesen etwas lustig lebenden Herrn zu haben meinten.

Von alledem wußte Gertrud keine Silbe. Sie war ein herziges Mädchen, mit sonnten, braunen Kehagen und ruhigem Wesen. Nach meiner Ansicht ging sie zu einfach, geradezu unmoderirt gekleidet. Besonders geistreich, wie unsere meisten jungen Mädchen, konnte sie sich auch nicht unterhalten. Meistens war sie darum in der Gesellschaft schweigsam und reservirt.

Wandmal rednete ich ihr das sogar als Fehler an, denn ich besaß ein lebhaftes Interesse für die moderne Bewegung und besonders für die französischen Romane, in denen geistigübende und interessante Frauen so padend geschildert werden, daß ich für diese Heldinnen schwärmte. So kam es, daß ich mir mit heimlichen Sentenzen gestand, Gertrud sei gar nicht mein Ideal der Weiblichkeit, das ich auf die Dauer lieben könnte.

Gerade in dem Moment, da der Schaffner die Thür schließen wollte, stieg eine in Trauer gekleidete Dame in mein Coupée. Das Gesicht war mit einem dichten Gropeschleier verhüllt. Raum hatte ich Zeit, sie flüchtig zu betrachten, da ertönte das Abfahrtsignal. Noch schnell ein Kuß von Gertrud, ein Händedruck von Robert und der Zug leuchtete davon. Ich setzte mich in eine Ecke und begann meinen Roman von Zola zu lesen.

So verstrich etwa eine Viertelstunde stillen Schweigens, da vernahm ich plötzlich einen Seufzer. Unwillkürlich blidte ich nach meiner schwarzberhüllten Reisegefährtin. Sie hatte den Schleier gelüftet und ich erblickte ein Gesicht von so wunderbarer Schönheit, daß ich ganz begabert war. Aber ihre Augen sahen so furchtbar traurig aus, daß mir das Herz weh that. Es jung, so schön, und so — unglücklich!

Sie war von schlanker, gracioser Figur und mochte über die erste Jugend hinaus sein. Das machte sie jedoch in meinen Augen um so interessanter.

Der Sonntagsgast.

Meiner Ansicht nach mußten so die Romanheldinnen aussehen. Ihr Haar zeigte jene goldblonde Färbung, die sich unter dem schwarzen Crepehut um so herrlicher ausnahm, als sie im grellsten Gegenlicht zu dessen Farbe stand. Graue, unergründlich tiefe, graue Augen mit langen, schwarzen Wimpern, welche wie ein seidener Schleier über die Lider fielen, belebten ein feines blaßes, fast durchsichtiges Gesicht, und ihre Stimme, die mich schüchtern fragte, ob ich nicht freundlichst das Fenster schließen wollte, versetzte mich in einen wahren Freudenrausch. Es war eine entzückende Stimme, so süß, so weich, so einschmeichelnd, daß sie sich einem jungen Mann, wie ich es war, sofort in's Herz fehlten mußte.

Armer Kind! Ihre Geschichte war eine sehr traurige, wie ich bald erfuhr. Vor sechs Monaten hatte sie ganz plötzlich den Gatten verloren, der sie mittellos zurückließ. Jetzt befand sie sich auf dem Wege nach Paris, wo sie eine Stelle als Gesellschafterin bei Verwandten in einem vornehmen Hause des Faubourg St. Germain angenommen hatte.

Frau Hausen, so hieß die bezaubernde Wittwe, war in Deutschland geboren. Ihr Vater war Franzose, ihre Mutter eine Deutsche gewesen. So kam es, daß sie beide Sprachen gleich geläufig redete. Anfangs war meine schöne Wittve sehr zurückhaltend und schüchtern. Doch bald waren wir in das Gespräch gekommen, und nach und nach sprang sie auf. Das lebhaft, sprichwärtliche Temperament ihres Vaters schien bei ihr zum Durchbruch gekommen zu sein, denn jetzt lernte ich sie von einer Seite kennen, die mich ganz und gar bewauchte. Es stellte sich heraus, daß wir gemeinsame Bekannte hatten, von denen sie sehr lange nichts gehört hatte, mit denen ich aber erst kürzlich zusammen gekommen war, und nun führte sie die Unterhaltung in geradesüß überauswundersamer Lebhaftigkeit.

Ihr ganzes Wesen übte auf mich einen faszinirenden Eindruck aus. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein so wunderbar schönes Weib gesehen, geschweige in ihrer unmittelbaren Nähe gewinkt. Außer deutsch und französisch sprach Frau Hausen noch englisch, italienisch, kurz, sie schien ganz international zu sein. Meine Sinne waren von der Welt und ich ganz und gar so bewauchte, daß ich beschloß, meine Reise abzuändern und sie nach Paris zu begleiten. Ich hätte es mir nie vorstellen können, wenn ich diese aufwühlende Schönheit allein eine so weite Strecke reisen lieh.

Nach langem Bitten gestattete Stella — so lautete ihr Vorname — mir endlich, daß ich sie begleiten und in demselben Hotel absteigen dürfte, woselbst sie die fünf Tage, die sie vor Antritt ihrer Stellung noch frei hatte, zubringen wollte. Schon auf der Reife hatte sie sich mit eifrigem Interesse nach allen Verhältnissen meiner Familie, nach meinem Leben und Gewohnheiten erkundigt und dieses Fragen nach allem möglichen damit motivirt, daß sie ein solches Interesse für mich empfinde und nicht etwa von bloßer Neugier geleitet sei.

Wie so ganz anders war doch Stella im Vergleich zu Gertrud.

Der Gedanke an meine Braut war mir fast peinlich. Ich wußte, daß ich bis über die Ohren und mit rasender Leidenschaft in Stella verliebt sei! Ich hätte die größten Vorbehalten für dieses Weib begehren können, wogegen Gertrud —

Stella wollte genau wissen, mit wem ich verkehrte, wer meine besonderen Freunde seien u. s. w. Alle diese Fragen stellte sie mit so bezauberndem Vageln, daß ich ihr Alles sagte, was sie nur zu wissen begehrte.

Am vierten Tage meines Aufenthaltes in Paris bekam ich einen furchterlichen Schred. Stella war, Kopfweh vordringend, im Hotel geblieben, während ich auf den Boulevards umhergeschlenderte. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit auf die Insassen einer eleganten, von zwei feurigen Vollblutpferden gezogenen Equipage gelenkt.

Die in den Kissen zurückgelehnte, auffällig und kostbar gekleidete Dame, sehr hübsch, aber von herausforderndem Wesen, war eine der bekanntesten Gesangs- und Sängerrinnen von Paris, welche wegen ihrer Extravaganzen sehr berüchtigt war. Und der Mann neben ihr mit den welschen Zügen, dem graumelirten Haar und den traurigen Augen — war ich denn bei Sinnen — irrte ich mich auch nicht? Aufwachten mich meine Augen, oder war das wirklich der erste Buchhalter, der Vertraute des Hauses Schanz und Co., mein Freund und zukünftiger Schwager Robert Venz?

Diese Zweifel sollten bald gelöst werden, als sein Blick auf mich fiel. Er

starrte mich entsezt an, wurde roth, dann todtblau, und blidte mit unsäglich elendem Ausdruck weg.

Ich nahm eine Trostschale und folgte der Haushaltung. Die hielt vor einem der teuersten Hotels. Auch ich ließ halten und legte meine Hand auf Robert's Arm, als dieser ausstieg.

„Robert, sagte ich leise, aber bestimmt, „ich muß Dich sofort sprechen.“

Einem Moment starrte er mich an, wie wenn er geisteskrank sei.

„Das Spiel ist also aus,“ murmelte er dumpf und führte mich schweigend in sein Zimmer.

„Versprich mir, daß Du Gertrud nichts erzählen wirst,“ sagte er, „und frage nicht lange, was mich zu der That bewog. Es kam über mich vor einem Jahr... Der Gedanke, daß die Perlen dort lagen, keinem Menschen etwas nützend... Wie leicht es für mich sei, einen Theil derselben an mich zu bringen... Auf mich würde nicht der mindeste Verdacht fallen, dessen war ich sicher... Ich habe all die langen Jahre ein Hundeleben geführt, Arbeit und Dienst, Dienst und Arbeit: das war mein Loos. Dazu eine Verantwortlichkeit bei geringem Lohn, wie sie sobald nicht wieder einem Menschen aufgehaßt ist. Tagtäglich gingen die ungläublichen Summen durch meine Hände... Die Verführung war zu groß... Sie war härter als ich... Ich bin krank — herkrank, ein Todesandidat. Das weiß ich, und deshalb fühle ich das mächtige Verlangen, einmal — nur ein einziges Mal und wenn es nur einige Tage wären — das Leben zu genießen, jenen Raub zu kennen zu lernen, von welchem man so viel erzählt.“

Stöhnend hielt er inne. Dann fuhr er fort: „Nur noch wenige Wochen waren mir vom Arzt gegeben. Mich ergreift eine fieberhafte Schinducht nach den Freunden, die mir bisher versagt geblieben sind. Es ist ein Unglück, Alfred! Geld, Luxus, lustige Gesellschaft — ich habe es genossen, vier Tage lang! Aber jetzt habe ich genug davon — übergenug! Komm — ich will Dir die Perlen geben. Es fehlen nur drei. Auch mein Bekennniß sollst Du schwarz auf weiß besetzen. Ich habe es längst niedergeschrieben, weil ich fürchtete, daß ein Herzschlag mich plötzlich überfallen könnte. Das werde ich an Schanz & Co. adressirt. Nun nimm diese Dinge und geh' in Dein Hotel zurück, eile die Treppe hinauf, öffnete mein Zimmer und — drallete bestürzt zurück. Auf dem Fußboden kniete Stella und wühlte emsig in meinem Koffer, den ich wohlverwahrt zurückgelassen; der Inhalt derselben lag zum großen Theil ringsum verstreut auf dem Boden.“

Als sie mich gewachte, stieß sie einen Schreieschrei aus und floh aus dem Zimmer. Dabei entfiel ihr ein Blatt Papier. Ich hob es auf und entdeckte, daß dasselbe im Verpachtsstil gehalten und an eins der berühmtesten Dekretions-Institute in Hamburg adressirt war, woselbst, wie ich wußte, auch weibliche Beamte angestellt waren. Auf dem Papier theilte meine schöne faszinirende Wittve ihren Gehft mit, daß sie „das Objekt“ nach Paris geführt habe und die Perlen baldigst zu erlangen hoffe.

Leise schritt ich über den Korridor nach ihrer Thür und lauschte: Sie ging auf und ab. Behutsam drehte ich den Schlüssel herum und zog ihn ab. Wenn sie entdeckte, daß sie eingeschlossen war und Lärm schlug, mußte erst ein Schlosser geholt werden, um die Thür zu öffnen. Bis dahin konnte ich schon über alle Berge sein.

Dann packte ich schnell meine Sachen, bezahlte meine Rechnung und verließ das Hotel. Nun fuhr ich zu demjenigen, in welchem Robert wohnte. Ich fand den Besitzer desselben in größter Aufregung, denn man hatte meinen Freund todt aufgefunden — er hatte zu viel Mordbrenn genommen.

Eine halbe Stunde später sah ich im Blizzig nach Hamburg, um vieler Erfahrungen reicher und — klüger.

Die Besitzer der Bank erhielten die Perlen sofort bei meiner Ankunft zurück. Ich nehme heute noch Robert's Stellung ein. Seit jenem Abenteuer aber habe ich einen heftigen Widerwillen gegen weibliche Wesen, die auffallend schön sind und einen faszinirenden Eindruck

ausüben. Seit einem Jahr bin ich mit meiner lieben, sanften Gertrud verheiratet und der glücklichste Mann der Welt.

Sie hat nie erfahren, welches Drama sich in jenen Ferientagen zugetragen hat. Denn auch meine Gehften haben über diese Angelegenheit nie ein Wort verlaun lassen. Sie danken mir, daß ich es war, der ihnen die Perlen wieder zurückgebracht und schon aus Rücksicht auf meine kleine liebe Frau haben sie mir stets Stillschweigen gelobt.

Liebe mit Hindernissen.

Humoreste von Hedenskjerna.

Er war ein junger, frischer Jüngling, der sich der Landwirtschaft gewidmet hatte. Er hatte treue, blaue Augen, doppelsohlige, lange Schaftstiefel und eine Stellung als Inspektor bei dem Gutsbesitzer Vork auf Lindader.

Sie war ein junges, frohes Mädchen, die eine Haushaltungsschule durchgemacht hatte. Sie hatte ein blaues Kleid, eine kleine, nette Figur, runde Wangen, appetitliche Lippen und eine Stellung als Wirtschaftlerin bei der Frau Gutsbesitzer Vork.

Er hieß Karl Anders und sie hieß Lottchen Jensen.

Sie sahen einander täglich, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie sich nicht geliebt hätten. Aber unfer Herr hat aufgehört, Wunder zu thun; darum liebten sie sich auch, wie es ihre jungen, verhältnismäßig unverbundenen Herzen vermochten.

Aber sie hatten niemals Gelegenheit gefunden, davon miteinander zu sprechen, und wenn Lottchen am Herde stand und ihre Braten in der Pfanne umwandelte, hatte sie ein Gefühl, als wäre es ihr eigenes, schmeckendes, liebendes Herz gewesen, das sie umdrehte.

Herr Anders prüfte seine Vorzüge. Im mündlichen Vortrag war er nur schwach, die Augensprache war ein zweischneidiges Schwert, das, wenn es bei Tisch erprobt wurde, die einzige Stelle, wo man sich sicher täglich traf, fehllos treffen konnte und zwar die Gouvernante oder Frau Vork. Seine Hände waren groß und roth. Seine Stimme eignete sich nicht für den Gesang. Aber die Füße, das war Herr Anders' Stärke.

Er hatte, wie gesagt, Schuftstiefel, er konnte täglich fünf Meilen gehen, ohne müde zu werden, und er sah Lottchen gerade gegenüber. Welches Feld für eine zärtliche und feine Fußsprache! Und so drückte er denn in Gottes Namen zu, mitten zwischen der Suppe und dem Heft, mit den auferstehen Zehspitzen, zärtlich fragend, liebevoll —

„Donnerwetter, meine Hühnerauge n halten Sie doch Ihre Füße still, Herr!“ rief die Frau Vork.

Man muß die Gegend genau kennen, um sich auf Fußpartien einzulassen.

Auf Lindader gab es viele schöne Pferde und einige reizende, kleine Hüllen. Herr Anders liebte die Pferde, und wenn er einen freien Augenblick hatte, stand er immer in der Stallthür und schaute die schönen Thiere an.

Wenn nun Fräulein Jensen Herrn Anders wie ein Fragezeichen in der Stallthüre stehen sah, eilte sie selbst schnell wie ein Gedankenstreich zu dem Regal, wo in der Küche die übriggebliebenen trocknen Brodkrüme hingelagert zu werden pflegten, schüttelte sie in ihre Schürze und heuerte auch ihrerseits nach dem Stall, um die kleinen, süßen Thiere zu füttern.

„Jetzt oder niemals“ dachte der Inspektor jedesmal, wenn er das blaue richte Kleid über die gebarteten Ohnge und das hervorprühende Gras auf sich zuschoberte sah. Aber gerade wenn er sein Herz öffnen wollte, trock entweder einer der Anechte vom Hemboden herab oder das Milchmädchen kam und sollte im Hadselkasten nach Eiern suchen oder Frau Vork rief:

„Fräulein Jensen, wo ist der neue Webelamm?“ Oder es rief die Gutsbesitzerin:

„Herr Anders sollen wir heute Korn säen?“

Und dann umwollte sich Lottchen's Stirn, und Herr Anders machte ein sehr unfreundliches Gesicht.

Aber dann ging die Sonne an einem schönen und lachenden Augustsonntag über Lindader auf. Alle sollten zur Kirche fahren, außer Lottchen, die urplötzlich furchtbare Zahnschmerzen bekam, sowie Herr Anders, der zu Hause bleiben wollte und danach sehen, daß die Dorflieder nicht alle Kirchen hießen.

Um zehn Uhr Vormittags lenkten ein Paar blanzgebürschete Reifstiefel aus bestem Koller ihren Weg zum Part am See hinab und zehn Minuten später trippelten ein Paar netter, kleiner

Ralblederstiefelchen denselben Weg entlang. Sie trafen sich unter einer idyllischen Eide und zum hundertsten Male dachte Herr Anders: „Jetzt oder niemals!“

Der arme, ehrsame Jüngling! Er zitterte von Kopf bis zu Fuß. Das arme, ehrsame Mädchen! Auch ihr Herzen klopfte mächtig und die kleinen sonnenverbrannten Finger zitterten.

„O, Fräulein Jensen, wie sehr habe ich mich nach dieser Gelegenheit gesehnt Ihnen zu sagen, wie innig —“

„Ich hoffe, daß ich nicht störe?“ sagte die Gouvernante süßsauer und schritt mit langen Schritten plötzlich aus den thauhaften Büschen hervor.

„Ich — ich — dachte, das Fräulein wäre in der Kirche,“ stammelte der Inspektor.

„Nein, unglücklicherweise bekam ich so schreckliche Zahnschmerzen! Guten Morgen, meine Herrschaften! Viel Vergnügen auf Ihrer Promenade!“ Und dann verschwand sie.

Als Herr Anders sich nach Lottchen umwandte, war auch sie verschwunden, als wenn sie ein Nebelbild gewesen wäre.

Der August ging zu Ende, aber der Mondenschein war noch wunderlich. Eines Abends, als Lottchen die Wäsche eingewaschen, Preiselbeeren eingekocht, vier Hühner geschlachtet und alle gebleichte Leinwand abgenommen hatte, meinte sie, das Recht zu haben, ein wenig hinauszufragen, und zu schwärmen.

Der untrügliche Instinkt der Liebe leitete Herrn Anders, der hinausgezogen war, um einige Jäger aus seiner Garte zu thun, gerade zu derselben Bank unter einen großen Apfelbaum hin. Muthiger als jemals, in der stillen Abenddämmerung, die mitleidig ihre Schleier über sein verlegenes Antlitz breitete, begann er abermals:

„O, Lottchen, endlich werde ich doch einmal Ihnen sagen können, wie grenzenlos ich Sie —“

Da sauste es wie ein Wirbelwind in den heftig sich schüttelnden Zweigen des Apfelbaumes. Tausend kleine runde Körper regneten auf die beiden jungen Leute herab, und mitten droben im Baume ertönte ein munteres Lachen.

Es ist wirklich sehr traurig, daß ein armer Inspektor, der den ganzen Tag im Schneise seines Angehts gearbeitet hat, nicht einmal, wenn der Abend kommt, in der Stille und im Frieden der Natur, derjenigen, die er liebt, sein Herz öffnen kann, ohne erst nachzugehen, ob nicht die Zungen des Bringspals auf dem Baume sitzen und Unfluth treiben.

Herr Anders sagte einen kühnen Entschluß. Er wollte am 1. Oktober ziehen und ein kleines Gut für eigene Bedienung pachten. Daher wollte er vorher seinen neuen Versuch machen, Lottchen unter vier Augen zu treffen. Aber wenn er seinen Lohn bekommen, hatte, seine Bücher und das Inventar abgeliefert und allen Vork's zusammenkommen für ein angenehmes Zusammenleben gedankt hatte, dann wollte er offen, ruhig und ernst sagen:

„Frau Vork, dürfte ich fragen, wo ich Fräulein Jensen treffen kann? Ich habe ihr ein paar Worte allein zu sagen.“

Und dann würde er ebenso ruhig und ernst die Hand der Geliebten erfassen, ihr in die Augen sehen und sagen:

„Lottchen, Du weißt, daß ich Dich liebe! Willst Du mich auch ein klein wenig lieb haben?“

Auf diese Weise würde alles schön und gut werden.

Der 1. Oktober kam. Herr Anders bekam seinen Lohn, lieferte die Bücher und das Inventar ab, dankte der Familie Vork für die angenehme Zeit, die er in ihrem Hause zugebracht, wandte sich darauf an Frau Vork und sagte sehr ordentlich, wenn auch mit bebender Stimme:

„Frau Vork, dürfte ich fragen, wo ich Fräulein Jensen treffen könnte? Ich wollte etwas — hm, eine Kleinigkeit — ich wollte sie — allein —“

Frau Vork lachte.

„Es thut mir sehr leid, Herr Anders, Fräulein Jensen bekam gestern Nachmittags Urlaub fortzuziehen, um ihren tranken Bruder zu besuchen.“

Herr Anders taumelte fast bewußtlos aus dem Zimmer und auf das Fuhrwerk hinauf, das ihn zum Bahnhof führte, kaufte ein Billet, stieg in den Zug ein und drückte sich in die Ecke, zog sein blaues rirtetes Taschentuch vor, schaute seine Nase und — meinte, meinte zum ersten Mal seit seiner Mutter am Herdenfieber starb, als er erst 14 Jahre alt war.

In Station X begegnet der Schnellzug No. 137, mit dem Herr Anders reiste, dem gemischten Zug No. 142, genau nach Vork's. Und so kam auch dieses Mal Zug No. 137 mit Herrn Anders in der Station an, als No. 142 bereit stand, abzugehen.

Himmel! Das ist Lottchen's blauer Shawl in dem Damencoupee dritter Klasse des Zuges No. 142.

Herr Anders stürzte auf den Perron hinaus, verneigte sich vor dem Shawl in No. 132 und rief mit einer Stimme die vor jahrelanger Sehnsucht, grenzenloser Liebe und Angst bebte:

„Lottchen, willst Du meine Frau werden?“

Entsezt über das heitere Ertaunen der glücklicherweise sehr wenigen Passagiere, dachte Lottchen, in gewöhnlicher Mädchenweise, Umstände zu machen. Aber blizschnell stand es vor ihrer jugendfräulichen Seele, daß es jetzt galt, den Augenblick wahrzunehmen, wenn nicht das Glück ihres ganzen Lebens verpielt werden sollte, und sie antwortete einfach und treuherzig: „Ja, Karl!“

„So steige sogleich aus,“ sagte Herr Anders.

Und das that sie. Hand in Hand stürzten sie in den Wartesaal erster Klasse, und dort sank Lottchen an das getreue Herz, das sich so lange und innig nach ihr gesehnt hatte. Aber das junge, holde Mädchen, dessen innerliche Dergensnerven erschüttert waren, erbebtelöplich in den Armen des Geliebten, schlug seine schönen feuchten Augen auf und rief in keuchender, unbeschreiblicher Verzerrung:

„Meine Reisetasche!“

Aber Herr Anders antwortete ihr nicht. Was sind wohl alle Reisetaschen, Handkoffer und Reisetörbe der Welt für einen Inspektor, der liebt und weiß, daß er wieder geliebt wird.

Jagd mit Leoparden.

In seinem Bude „Beast and Man in India“ (London, Macmillan) plaudert der Engländer Rippling von den seit Jahrhunderten für die Jagd der indischen Fürsten geachteten Leoparden. Unser Mitarbeiter erwähnt nach Folgendem: Der Jäger der Thiere bereite keine große Schwierigkeit. Es giebt gewisse Bäume, unter denen sie zu spielen und ihre Klauen zu wechen pflegen, wo die sie leicht in die Schlinge des Jägers geben. Nicht geringe Geduld und besonders viel Geschick dagegen verlangt ihre Zählung. Zunächst wird das gefangene Thier mit starken Striden fest an ein hölzernes Kurbelband gebunden, wo es dann mit verbundenen Augen oftmals am Tage den furchterlichsten Spektakel über sich ergehen lassen muß, indem besonders Weiber ihm geliebte Töne zur Einschüchterung in die Ohren schreien. Der Hunger thut ein Uebriqes, um die wilde Natur des Leoparden bis zur völligen Erschöpfung zu bändigen. Schließlich, wenn er sich mit Ergebung in sein Schicksal gefügt hat, wird er gefesselt und von seinen Wärtern an Striden festgehalten, durch die dicke Menge der Buzare geführt, um ihn an den Anblick der Menschen und an allerlei Lärm zu gewöhnen. Der endliche Erfolg dieser merkwürdigen Zählungsweise tritt besonders in der von vielen glaubwürdigen Personen bestätigten Anhänglichkeit des ursprünglichen so wilden Thieres an seinen Wärter zu Tage, mit dem es oft unter derselben Decke das Nachtlager theilt. Von einer Abstrichung für die Jagd kann keine Rede sein, denn man fängt nur erwachsene Thiere, die aus eigenem Antrieb schon manches Stüd Wild erlegt haben. Von altersher dienen gezähmte Leoparden den indischen Fürsten besonders auf der Antilopenjagd. In der Nähe einer Herde solcher Thiere werden sie losgelassen und führen sich dann, ihrer alten Gewohnheit treu, auf die nächste Beute, von der sie nur ein paar Mundvoll Blut und ein Stück Leder für sich behalten dürfen. Bei den Hochzeitsfestlichkeiten eines indischen Hauptlings im Jahre 1886 hatten die Gäste das Vergnügen, einer Antilopenjagd mit einem gezähmten Leoparden beizuwohnen.

Der solide Papa.

Mutter (zum Sohn, der Morgens um fünf Uhr heimkommt): „Schämst Du Dich nicht vor Deinem Vater, Bengel... der ist schon eine halbe Stunde zu Hause!“

Unerwartete Replik.

Tochter des Hauses: „Nun, wie hat es Ihnen bei uns gefallen, Herr Baron?“

Gast: „Vorzüglich, gnädiges Fräulein! Glaube, daß ich diese Nacht von Ihrer — Köchin träumen werde!“

Brave Kinder.

„Nun, Johanna, waren die Kinder während meiner Abwesenheit recht brav?“

„O ja... nur zum Schluß haben sie tüchtig gerauft miteinander.“

„Warum denn nur?“

„Jedes wollte am besten gewesen sein!“

Verkehrte Welt.

A: „Hat die Wittve Jangerte eigentlich Geld?“

B: „Nein. Ich hab' aber gehört, ihr Schwiegerohn, mit dem sie jetzt zusammen wohnt, will ihr sehtausend Mark mitgeben, wenn sie wieder heirathet!“

Der schlane Sagenener.

„Was, die alte geizige Jungfer hat Ihnen für die Erklärung der Handlinien ein Zehnmarkstück gegeben?“

„Ich hab' ihr propheet, daß sie mit vierundzwanzig Jahren ein unglücklich treffen würde — und das hat sie so gefreut!“